

Unterrichtsmaterialien: „Erinnerungen an Kriegsgefangenschaft in Briefen Überlebender“

Das Stalag 326 im Wehrkreis Münster (VI) war von 1941 bis 1945 ein Kriegsgefangenenlager in der Senne bei Stukenbrock, in dem die deutsche Wehrmacht sowjetische, aber auch einige polnische, serbische, belgische und italienische Kriegsgefangene unterbrachte. Insgesamt befanden sich dort nachweislich 300.000 Kriegsgefangene.

Der Verein für Kontakte zu Ländern der ehemaligen Sowjetunion, kurz „Kontakte-Kontakty“, hat überlebende Kriegsgefangene aus dem Stalag 326 VI K ausfindig gemacht. In zahlreichen Briefen (Q2-35) berichten sie von ihrem Weg ins Lager und von ihrer Ankunft dort. Sie erzählen Geschichten von der Ernährungssituation, vom Sterben und von der Befreiung durch die amerikanischen Truppen. Die Briefe wurden in den Jahren 2005 bis 2008 geschrieben, teilweise sind aber auch nicht datierte Briefe dabei. Das heißt, die Verfasser sind bereits sehr alt und schreiben von dem, woran sie sich noch erinnern können. Es gibt Lücken und Leerstellen. Zum Einen gewähren die Briefe also Einblicke in die Kriegsgefangenschaft und zum anderen führen sie vor Augen, wie Erinnerung funktioniert.

Q1: Brief des jugendlichen, ukrainischen Kriegsgefangenen Juchimtschuk Michail Aleksejewitsch, Brief an KONTAKTE-KOHTAKTbI e.V. vom 14.03. 2007

Ukraine 24800
Gebiet Winnica

Juchimtschuk Michail Aleksejewitsch

An die gemeinnützige Stiftung, die den NS-Opfer hilft.

Ich habe über Ihre Stiftung dank einer Veröffentlichung in der Zeitung „Podillja“ erst vor kurzem erfahren. Ich habe mich ermutigt, über meinen Aufenthalt in Kriegsgefangenschaft vom Oktober 1942 bis Mai 1945 zu schreiben.

Ich sage von Anfang an: ich habe keine Dokumente. Ich hatte jedoch einen Zeugen. Wir hatten die Schule zusammen besucht und uns im Gebiet Woroschilowgrad aufgehalten. Schließlich wurden wir zusammen gefangen genommen. Der Mann lebt aber nicht mehr. Welche Unterlagen kann ich doch haben? In deutscher Kriegsgefangenschaft hatte jeder eigene Nummer am Hals und die gemahlten Buchstaben SU auf dem Rücken. Jede Prüfung wurde nach Nummern durchgeführt. Vielleicht wurden auch die Toten nach Nummern registriert. Das weiß ich aber nicht genau.

Ich, Michail Aleksejewitsch Juchimtschuk, bin im Dorf Ternowka im Gebiet Winnica geboren. Mein Jahrgang ist 1926. Als der Krieg begann, als also uns die Faschisten überraschend angriffen, wurden die Jugendlichen ins Hinterland gebracht. Mein Jahrgang wurde nicht evakuiert. Ich ging mit einer Gruppe von Jungs jedoch zum Militärkommissariat von Dshulinskij und fälschte mein Geburtsdatum. Es wurde also ein Jahr „zusätzlich“ geschrieben. Auf diese Weise wollte ich auch mit den anderen evakuiert werden, um nicht im besetzten Gebiet zu bleiben. So gelangten wir ins Dorf Krasnoje, Bezirk Nowoswetlowskij, im Gebiet Woroschilowgrad. Unsere Gruppe bestand aus 37 Personen. Wir brachten die Ernte ein für die Front und gruben Panzergräben zwischen den Dörfer Krasnoje und der Bahnstation Simejkino. Zu-

dem bauten wir die Befestigungsstellen für Maschinengewehre und weitere Anlagen. Wir waren natürlich nicht allein im Einsatz. Fast die ganze Bevölkerung aus dem Bezirk Nowoswetlowskij nahm daran teil. Im Sommer 1942 erreichte uns die Nachricht vom Militärkommissariat. Die Deutschen waren durchgebrochen. Die Jugendlichen mussten weiter ins Hinterland Richtung Stalingrad evakuiert werden. Die ganze Gruppe, 37 Mann, in Begleitung eines Leiters fuhr nach Rostow. Bei der Stadt Kamensk beobachteten wir eine große Menschenmenge. Das waren unsere Truppen, die den Fluss Donez überquerten. Später wurde den Truppen befohlen, sich zurückzuziehen, weil die Deutschen die Straße unter Kontrolle gebracht hatten und sich fünf Kilometer von der Stadt entfernt befanden. Die faschistischen Flugzeuge griffen uns ständig an. Niemand blieb verschont. Im Himmel waren zahlreiche Expositionsspuren von sowjetischen Geschossen zu sehen, Hunderte, Tausende, aber die feindlichen Flugzeuge wurden nicht getroffen.

Uns wurde gesagt, dass wir nach Rostow gehen konnten. Da gäbe es noch anscheinend eine „Schleuse“, acht km breit. Als wir die Stadt Nowoschachtinsk erreichten, waren dort keine „Schleusen“ mehr. Uns wurde berichtet, dass die Deutschen unsere Truppen eingekesselt hätten. Auf diese Weise wurden unsere Truppen tatsächlich eingekesselt, wir auch. Die Leitung und unser Begleiter verschwanden. Wie waren allein, wie Waisen. Es brach Panik aus. Niemand wusste, was wir tun sollten. Die Gruppe wurde schnell kleiner. Die Menschen gingen in verschiedene Richtungen. Mein Kamerad und ich hatten keine Chance. Wo liegt Winnica und wo liegt Nowoschachtinsk? Sehr weit voneinander. Wir gingen zurück nach Krasnoje. Dort waren bereits die Deutschen. Die Deutschen raubten die einheimische Bevölkerung völlig aus. Sie nahmen weg alles, was sie sahen: Eier, Milch, Butter, Kleidung... Das erzählten uns die Besitzer des Hauses, wo wir früher übernachtet hatten. Sie empfahlen uns, uns zu verstecken, weil sich die Gerüchte über möglichen Abtransport der Jugendlichen nach Deutschland verbreiteten. Ein paar Tage lebten wir im Versteck. Danach sagten uns die Hausinhabern: „Geht nach Hause! Ihr seid noch Kinder!“ Sie gaben uns genug Essen zum Mitnehmen. Wir gingen weg. Wir marschierten hauptsächlich durch die Felder. Nur selten besuchten wir Dörfer, um Essen zu besorgen. In der Nähe der Station Sinelnikowo bemerkten uns deutsche Soldaten. Sie forderten unsere Ausweispapiere oder einen Passierschein an. Wir sagten, wir haben keine Dokumente. Einer von den Deutschen sagte: „Partisan! Partisan!“ Wir antworteten: „Nicks Partisan! Nein Partisan!“¹ Auf uns wurde aber gezielt. Unter Bewachung gingen wir zu einer Sammelstelle. Ich weiß nicht, wie diese Einrichtung genau hieß. Da gab es aber sehr viele Jugendliche, Kinder wie wir. Eine Gruppe von 50 Mann, darunter wir, wurde anschließend in ein Lager im offenen Feld gebracht. Erst später erfuhren wir, dass es ein Kriegsgefangenenlager war. So wurde ich Kriegsgefangener im Jahre 1942, im Alter von 16 Jahren.

Ich kann alle Erniedrigungen nicht beschreiben, die ich selbst erlebte oder beobachtete. Darüber muss man ein Buch schreiben. Ich werde nur kurz über das Erlebte berichten, woran ich mich noch erinnern kann. Ich habe viel vergessen. Ich kann aber nicht vergessen, dass ich im Alter von 18 Jahren alle Zähne verloren habe. Der Rest ist wie ein Alptraum. Meine Gesundheit erlaubt nicht, die Kriegsgefangenschaft zu vergessen.

Im „Feldlager“ war ich ein Neuer. Ich merkte sofort, wie die Deutschen die Kriegsgefangenen erniedrigten. Sie schlugen uns brutal zusammen und jagten Hunde auf uns. Jeder Deutsche konnte uns grundlos erschießen. Der Führer verzieh alles. Selbst die Essenvergabe war eine völlige Erniedrigung. Wir erhielten kein Brot und keine Suppe. Die Menschen gingen wie Gespenster. Sie starben und baten um Hilfe. Bei der Essensvergabe musste man richtig aufpassen. Es kam ein Fuhrwerk mit Speiseresten wie Kartoffel- und Rübereste. Das Fuhrwerk kam nicht ins Lager rein. Der Kutscher stand auf und warf diesen Mist über den Stachel-

¹ Wie im Original (Übersetzer)

drahtszaun. Er wurde von zwei deutschen Soldaten mit Maschinenpistolen begleitet. Die Flinten konnten etwas auf dem Boden finden. Sie waren Glückspilze. Die Schwachen krochen zum Zaun und wurden von ihren Kameraden im Kampf ums Essen angegriffen. Nach der Beendigung der Essensvergabe lagen ringsum Dutzende Leichen. Danach wurden die Toten geborgen. Die Leichen wurden gestapelt und in unbekannte Richtung weggebracht. Die Totenträger wurden von den Deutschen bestimmt.

Ich war etwa eine Woche lang in deinem Lager. Ich nahm am Kampf ums Essen teil. Ich war noch frisch. Aber ich wollte essen. Eine Woche später. Vielleicht ein bisschen mehr, wurden wir am Leben gebliebene in Hundertschaften geteilt und weggeführt. Endlich erreichten wir eine Bahnstation. Hier stiegen wir in den Zug. Am zweiten Fahrtag stiegen wir in der Station Dnepropetrowsk-Güterbahnhof aus. Die Waggons wurden von vor kurzem Verstorbenen „gereinigt“. Wir wurden erneut in Hundertschaften aufgestellt und zu einem Gefängnisgebäude getrieben. Hier war ein Kriegsgefangenenlager. Die Menschen kannten dieses Gefängnis und nannten es „Jekaterinowskaja-Gefängnis“. Wir wurden in Hundertschaften reingelassen und noch einmal gezählt. Niemand sagte uns, wo wir untergebracht werden sollten. Wir wurden wie Vieh behandelt. Ich merkte schnell, dass das Gefängnis in Blöcke geteilt wurde: A, B, C, D uns so weiter. Zuerst bleiben wir wie unbemerkt. Wir wollten aber essen. Die Polizisten waren aus Kriegsgefangenen rekrutiert. Jemand von uns bat: „Herr Polizist, geben Sie uns bitte Essen!“ Sie schwiegen oder schimpften ab und zu. Sie schlugen uns aber nicht. Am Abend gab es einen Appell. Danach trieben uns die Polizisten ins Zentrum des Gefängnisses. Dort stand die Küche. Hier holte jeder einen halben Liter Balanda ab. Der Koch verteilte diese Flüssigkeit mit Speiseresten. Der Kriegsgefangene musste eigenes Geschirr mitbringen: Dose, Kessel, Fellmütze oder wenigstens die Hände. Einmal hatte der Koch offensichtlich schlechte Laune. Er goss die Balanda direkt auf den Kopf eines Kriegsgefangenen aus, der schon die Feldmütze für das Essen vorbereitet hatte. So wurden wir ernährt: zweimal täglich Balanda, jedes Mal 0,5 Liter und einmal am Tag 250 g Brot. Die früher angekommenen Kriegsgefangenen hatten bereits alle Zellen genommen. Der Rest, das war die Mehrheit, spazierte im Gefängnishof. Ich verbrachte meinen Aufenthalt in diesem Gefängnis hauptsächlich im Gang, aber nur tagsüber. Dieser Platz galt als gut, auf jeden Fall besser als der Hof. Hier bekamen die Gefangenen Holzschuhe. Auf den Rücken wurden die Buchstaben SU, also Sowjetunion, gemalt. Zusätzlich bekam jeder eine Nummer auf dem Aluminiumschild. Das Schild wurde mit Strichen in zwei Teile geteilt. Ich weiß nicht, warum das so gemacht wurde². Meine Nummer kenne ich nicht mehr. Hier lebten wir bis März 1943. Ich schlief im Hof direkt auf dem Asphalt. Wir schliefen in der Gruppe, so war es wärmer, weil in den Zellen kein Platz mehr war. Ich denke aber, dass den Menschen in den Zellen schlecht ging, weil sie sich die ganze Zeit hinter verschlossenen Türen befanden.

Die Deutschen demütigten die Juden brutal. Sie mussten die Aborte wegbringen. Die Juden wurden nackt zusammen mit ihren Kindern durch den Gefängnishof getrieben. Viele Juden wurden getötet, auch in Anwesenheit der Kriegsgefangenen. Selbst wir Kriegsgefangene konnten jeder Zeit als angebliche Juden oder Kommissaren erschossen werden, wenn zum Beispiel bei jemandem die Nase jüdisch aussah. Diese Kriegsgefangenen wurden aussortiert und sorgfältig überprüft.

Man kann viel darüber schreiben. Mir fehlt die Gesundheit, um alles genau zu beschreiben. Ich habe aber gegen das deutsche Volk nichts Böses. Das ganze Volk kann nicht schuldig sein, auch wenn der Führer bestialisch ist. Was hat Hitler erreicht? Deutschland wurde in Schutt und Asche gelegt. Das deutsche Volk wurde zur Schande verurteilt. Ich denke, das darf nie sich wiederholen.

²

Beim Tod wurde das Schild geteilt und so die Nummer des Toten festgehalten

Etwa Mitte März 1943 wurden die Kriegsgefangenen eilig mit Zügen abtransportiert. Niemand kannte die Endstation dieses Transportes. Den sowjetischen Truppen gelang ein Durchbruch der Front bei Kursk. Die Deutschen zogen sich rasch zurück. Nach ein paar Tagen wurde auch meine Gruppe abtransportiert. Wir wurden gezählt. Die Wächter führten uns zur Bahnstation. Danach ging es mit dem Zug los. Für die Fahrt bekam jeder 500 g Brot. Einige aßen das Brot sofort auf. Die anderen warteten ab. Im Waggon befanden sich 100 Menschen. Es fehlte frische Luft. Einige starben. Ich schlief auf den Menschenleichen. Am dritten oder vierten Fahrtag stiegen wir in Winnica aus. Das neue Lager befand ich in den Kasernen. Hier waren auch Pferdeställe, wo die sowjetische Kavallerie stationiert gewesen war. Unsere Gruppe war nicht allzu groß, 200-300 Mann. Man sagte, dieses Lager hieß Stalag-329³. Wir wurden unter Bewachung und hinter verschlossenen Türen untergebracht. Wir warteten geduldig auf unser Essen. Endlich wurde die Stalltür aufgemacht und wir wurden zur Essensvergabe geführt. Der Polizist gab 1 Kilo Brot für vier Personen. Das war Roggenbrot. In den Topf oder die Feldmütze wurde Balanda gegossen. Wenn jemand um zusätzliches Essen bat, bekam ein Schlag mit der Kelle. Die Köche waren Kriegsgefangene. Ich verbrachte im Stalag-329 etwa drei Wochen. Ich möchte das Lagerleben nicht ausführlich beschreiben. Es war immer das gleiche: Hunger, Demütigungen und Tod. Die ganze Welt kennt die Taten der Faschisten. Nach drei Wochen wurden wir mit dem Zug, 90-100 Mann pro Waggon, weggebracht. Fürs unterwegs gab es 1 Kilo Roggenbrot. Vor der Abfahrt sagte der Dolmetscher: „Ihr fahrt nach Deutschland! Dort ist das Leben sehr gut!“ Viele aßen das Brot sofort auf. Ich konnte auch nicht widerstehen. In Warschau machten wir Halt. In jedem Waggon gab es schon zu viele Leichen. Nach der Entleerung der Wagen wurden noch zusätzlich 200 Gr. Brot pro Mann verteilt. Danach fahren wir weiter. Irgendwann sagte jemand, wir seien schon in Deutschland. Das war die Bahnstation Hövelhofer. Wir wurden ins Lager getrieben, etwa sieben km durch den Wald. Nach der schweren Fahrt konnten viele Menschen nicht genug schnell marschieren. Einige wurden erschossen. Als wir den Wald verließen, trafen wir entlang der Strasse die deutsche Bevölkerung. Das waren vielleicht die Einwohner aus den benachbarten Ortschaften. Die Deutschen guckten auf uns. Vielleicht dachten sie, dass diese Kommunisten die Hörner hätten. Bei keinem haben sie aber Hörne gefunden.

Endlich standen wir vom Tor des bekannten Stalags-326. Das war eine Todesfabrik. Uns traf ein Ober-Polizist, ein Verräter. Er hatte eine Pistole und eine Maschinenpistole hinten am Rücken. Ein Kriegsgefangener fragte: „Herr, wann kommt Balanda?“ Er schimpfte hart und antwortete: „Wir haben keine Balanda. Wir haben Suppe!“ Das war in der Tat ein „Suppe“: Möhren- und Rübenreste. Das Essen wurde folgendermaßen verteilt: 30 Behälter pro Block. In jedem Block gab es 3 Baracken. In jeder Baracke – 3 Abteilungen, also 360 Personen pro Baracke und 120 Menschen in jeder Abteilung. Die Prischen hatten 3 Etagen. Jede Etage wurde für 20 Personen vorgesehen. Der Mensch fühlte sich wie ein Hering, konnte sich nicht umdrehen. In der Nacht wurden die Fenster mit Holz gesichert. Wir konnten kaum atmen. Wir sagten in unserem Kreis: „An der Front ginge es uns besser!“ Am Morgen öffnete der Polizist die Tür und brüllte auf Deutsch: „Raus!“ Er war aber ein Russe. Er schlug uns wahllos mit dem Gummiknüppel. Viele Menschen starben in der Nacht. Der Polizist kam in die Baracke und schlug eine liegende Leiche, weil er dachte, dass der Mensch noch schläft. Erst später begriff er, dass der Gefangene bereits tot war.

Über das Lager-326 kann man unendlich erzählen. Das ist ja überflüssig, weil Sie bestimmt schon viel wissen. Ich habe im Gedächtnis nur einzige Episoden, wie zum Beispiel das Waschhaus. Im Waschhaus bastelte jemand eine Lausfigur, vielleicht aus Gips. Sie galt als Zeichen unseres Lebens. Dort wurden wir rasiert und gewaschen. Dieses Verfahren wurde als Hölle organisiert. Später erfuhr ich, dass dieses Lager neben einer Ortschaft *Stuckenbroksenne* lag. Vielleicht schreibe ich die Bezeichnung schlecht.

3

Shmierinka/Ukraine

Im Lager verbreiten sich Gerüchte, es käme Gaswagen und töten Kriegsgefangene durch Abgase. Die Kriegsgefangenen wurden gruppenweise regelmäßig weggeführt. Niemand wusste, was mit den Menschen passierte. Eines Tages wurde ich in eine Gruppe von 200 Personen aufgenommen. Ich hatte furchtbare Angst, weil ich an diese Erzählungen über Gaswagen glaubte. Unterwegs verabschiedeten wir uns voneinander. Das Schicksal bereitete für mich aber anderes Leben vor. Wir wurden in die Stadt Minden gebracht. In Minden brachte man uns unter Bewachung in einem Restaurantsaal unter. Der Restaurantbesitzer hatte die Räume geräumt und dort Pritschen mit 2 Etagen gebaut. Alle 200 Leute sollten hier übernachten. Der Restaurantbesitzer, er hieß Richter, begann mit uns zu handeln. Unsere Kameraden hatten verschiedene Einsätze: in der *Kljasfabrik*⁴ (Glasfabrik), im Gemüsegarten oder am Bau, also überall, wo Hilfskräfte benötigt waren. Wir, 42 Mann, arbeiteten an einer Anlegestelle an anderem Ufer der Weser. Oben gab es einen Kanal. Die Schiffe fuhren durch. Wir luden die Frachter aus. Hier war das Leben deutlich besser. Man konnte immer etwas heimlich in den Mund werfen Zucker, Mehl... Mann musste aber flink genug sein. Wenn jemand erwischt würde, würde er zurückgeschickt. Richter konnte neue Menschen rekrutieren. Der Hunger war aber stärker als Bewusstsein. Wir taten doch das Lebensbedrohliche.

Endlich überlegte Richter, dass tägliches Führen unserer Gruppe zur und von der Arbeit für ihn nicht rentabel ist. Er baute für uns eine Baracke für 50 Personen direkt an der Anlegestelle. Im zweiten Raum übernachteten die Wächter. Nachts wurden die Fenster mit Holzladen abgeschirmt.

Ich träumte von der Freiheit. Einmal griffen amerikanische Flugzeuge die Anlegestelle an. Mir gelang die Flucht. Was aber weiter tun? Ich erreichte das Nebengebäude eines Bauern. Das war im Dorf, unweit von Minden. Ich versteckte mich im Dachgeschoss. Dort gab es ein bisschen Stroh und eine kleine Steinmühle. Der Bauer bereitete damit vielleicht Futter für das Vieh. Unten gab es eine Küche. Dort kochte man Kartoffeln, vielleicht für die Schweine. In der Nacht nahm ich ein bisschen Kartoffeln und kletterte leise nach oben zurück. Einmal wurde ich vom Hausbesitzer doch erwischt. Ich schlief gerade im Strohhall. Der Mann machte die Lampe an und sagte: „*Komm, Herr, komm!*“⁵ Ich hatte Angst. Ich denke, ich schnarchte im Schlaf. Der Mann hat das gehört. Was tun? Ich ging aus dem Versteck raus. Er schimpfte: „*Verflokte Mensch, komm!*“⁶ Er zog mich mit Gewalt nach unten. Er zeigte mich seiner Familie und schrie etwas auf Deutsch. Ich verstand sofort ein Wort: Gestapo. Er wollte mich also der Gestapo übergeben. Ich versuchte, um Mitleid zu bitten. Vergeblich. Der Mann benachrichtigte die Gestapo. Ich wurde abgeholt. Nach dem Verhör wurde ich mit einer Gruppe anderer Kriegsgefangenen, auch Flüchtlinge, mit dem Zug nach Ibbenbüren gebracht. Dort gehörte ich zum Strafkommando-446. Wir arbeiteten im Bergwerk. Das war eine echte Hölle.

Das Bergwerk befand sich etwa 3-4 km von Ibbenbüren entfernt. Der Tag sah so aus. Morgens gab es 250 gr. Brot und 0,5 Liter Rübenbalanda. Danach Appell und los zum Bergwerk. Die Arbeit war unerträglich. Viele starben, vielleicht genauso viele Menschen wie im Lager. Die Toten wurden weggebracht. Nachschub, Neue, gab es immer. Abends gab es 0,5 Liter Balanda und eine Tasse Tee mit Ersatzzucker. Um 7 Uhr abends gab es den Abendsappell. Wir übernachteten in Baracken. Das Lager wurde gut bewacht, zwei Wachtürme mit Maschinengewehren an den Ecken. Im kalten Wetter kamen die Wächter nach unten und spazierten hin und zurück durch das Lagergelände.

Im Bergwerk arbeiteten neben uns die Deutschen und unsere Ostarbeiter. Wir hatten an der Lampe rote Markieren, die Ostarbeiter – die gelbe. Die Deutschen hatten die Lampen ohne Markierung. Wie ich oben sagte, sind viele Deutsche gute Menschen. Bestien waren eher die Ausnahme. Die deutschen Steiger wussten, dass sie die ganze Schicht mit sowjetischen Kriegsgefangenen arbeiten werden, denn jeder bekam einen Hilfsarbeiter aus unseren Reihen. Die Mehrheit der Deutschen brachte Brot mit und unterstützte uns. Ich bin diesen Menschen

⁴ Wie im Original.

⁵ Kyrillisch geschrieben.

⁶ Kyrillisch geschrieben.

auch heute dankbar. Ich lebe doch immer noch. Manchmal war ich völlig verzweifelt und wollte nicht mehr leben. Ich wollte beim Fußmarsch einfach zur Seite springen. Dann würde ich vom Konvoi erschossen. Ich tat das nicht. Denn der Wunsch nach Leben gewann.

Wir bereiteten aber die Flucht vor. Am 7. Februar 1945 merkten wir, vier Männer, dass kurz vor dem Appell die Lagerwächter etwas unaufmerksam wurden. Wir machten den Stacheldrahtzaun an einer Stelle kaputt und flüchteten. Wir gingen sofort in verschiedene Richtungen. Ich sah diese Kameraden nie mehr. Mit einem Güterwaggon kam ich per Eisenbahn zurück nach Minden. Hier hatte ich gute Beziehungen zu Ostarbeitern. Die Kameraden übergaben mir Zivilkleidung und den Aufnäher OST. OST bedeutete Mensch aus dem Osten. Ich schloss mich einer anderen Gruppe von Flüchtlingen an. Wir 13 Personen versteckten uns auf dem Friedhofsgelände, in den Gräften. 6 von uns waren Ostarbeiter. Sie beschafften Lebensmittel für die ganze Gruppe, weil für die Ostarbeiter das Verlassen des Verstecks und auch mögliche Festnahme nicht so gefährlich war wie für Kriegsgefangene.

Am 1. April 1945 wurden wir von amerikanischen Truppen befreit. Wir lebten drei Monate lang in einem Lager. Wir Russen wurden sehr gut behandelt. Danach kam eine Militärmission aus Moskau. Wir kehrten über Filterlager in Goldberg und Stettin in die Sowjetunion zurück. Ich arbeitete zuerst in Nowgorod und anschließend an der Bahnstation Sarubino im Gebiet Leningrad. Dort gewannen wir feuerresistente Sorten von Ton. 1946 durfte ich wegen der Verschlechterung der Gesundheit heimkehren.

Ich mache Schluss. Ich habe keine Kräfte mehr. Ich habe aber nur einen Bruchteil meiner Erlebnisse beschrieben.

Meine Lieben, ich bitte um Entschuldigung für die schlechte Schrift und grammatische Fehler. Ich bin nicht allzu gut ausgebildet, ein einfacher Bauer. Die Hand wird schnell müde. Meine Sehkraft ist schlecht. Letztens Ende bin ich 82 Jahre alt. Ich habe schon versucht, meine Erinnerungen erneut zu niederschreiben. Das schaffe ich aber nicht. Ich hoffe, Sie kommen mit diesem Text klar.

Ich möchte hier ein Lied platzieren, das Kriegsgefangene im Lager sangen.

(Es folgt ein Lied, bearbeitete und für die Realität des Lagers adaptierte Variante des bekannten russischen Leides aus dem 19. Jahrhundert „Das breite Meer“)

Ich wollte meine Beschreibung kurz machen. Das klappte nicht. Ich habe die ganze Woche lang geschrieben, weil ich einfach das Bedürfnis zu schreiben habe.

In der Armee diente ich nicht. Ich habe seit 30 Jahren kein Soldbuch mehr. Im Soldbuch stand aber „Keinen Wehrdienst abgeleistet“. Ich habe wirklich keine Papiere, die meinen Kriegsgefangenenstatus belegen.

Hochachtungsvoll
Juchimtschuk

14.03. 2007